

gesehene Bild mit der gewaltigen Kraft einer Vision wirkte. Die Kreuzzugsbewegung war ein Mythos schon zu ihrer Zeit; der Traum von einer neuen Kaiserherrlichkeit nach dem Erlöschen des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation war ein Mythos. Eines ist klar: Auch für jeden Mythos ist das Lebenselement der Glaube, für den Gegenwarts- und Zukunftsmythos aber das gläubige Vertrauen und die gläubige Hoffnung. Ja, auch die nachmythische Sage lebt auf weite Strecken von der gläubigen Hoffnung, ist aus ihr geboren, setzt sie voraus. Das wird uns noch sehr deutlich werden.

### Glaube, Kunst und Wissenschaft

Im Jahre 1781 bereiste Christoph Friedrich Nicolai aus Berlin das deutsche Vaterland, und nachher schrieb er ein Buch über diese Reise in nicht weniger als zwölf Bänden. Er mußte soviel schreiben, denn er hatte sich über vieles erregt und an vielem Anstoß genommen. Dieser Mann war ein Apostel der Aufklärung, und mit den Augen eines Sendlings betrachtete er Land und Leute. Man muß dies wissen, um namentlich seine Äußerungen über die Kunst zu begreifen. Die Deckengemälde in den Barockkirchen und -schlössern Süddeutschlands erregten sein äußerstes Mißfallen. „Wer wird den ganzen Körper zurücklegen und sich die Augen verderben wollen, um aus einer Menge übereinandergeworfener, verkürzter, oft nur aus einem einzigen Gesichtspunkt richtig erscheinender Figuren die Vorstellung einer uninteressanten Begebenheit herauszusuchen oder eine schiefe Allegorie herauszuklauben, die oft, wenn sie endlich entziffert ist, nicht die Mühe lohnen kann, daß man darüber nachgesonnen hat. — Eine ernsthafte Betrachtung eines Menschenfreundes verdient der Mißbrauch, den viele Maler und Bildhauer von ihrer edlen Kunst gemacht haben um die Denkmale der Unwissenheit, der Scheinheiligkeit, des geistlichen Betrugers, um unmoralische mönchische Legenden zu verewigen . . . Kann man sich des Gedankens erwehren, daß der Künstler Sünde tut, der alle Kraft und Reize seiner Kunst aufbietet, um die abgeschmacktesten Legenden, die dem dicksten Aberglauben dienen, fortzupflanzen und seine Mitmenschen zu einer Beschaulichkeit zu erhitzen, welche der Natur und Würde des Menschen widerstreitet?“

Gegen diesen Standpunkt des aufgeklärten Berliners haben sich die damaligen Künstler verwahrt und die heutigen werden ihn lächerlich finden. Wir sehen in solchen Auslassungen den Versuch, der Kunst die Darstellung von Begebenheiten zu verwehren, die nicht geschichtlich beglaubigt, die „Legenden“ sind; und Nicolai gebraucht ja selbst dieses Wort. Was nicht „wahr“ ist, soll auch in der Kunst nicht leben dürfen. „Ecrasez les legendes“, vernichtet die Legenden! Wenn dieser Geist der Vernünftelci von den Bannerträgern der Aufklärung in die Massen des Volkes hinabsickert, so macht er nicht halt vor Legenden im engeren Sinn, vor Heiligengeschichten, sondern er vernichtet die Achtung vor jeglichem Kulturgut, das Glauben verlangt, und dieser Geist hat im 19. Jahrhundert das Zerstörungswerk mit vollendet.

Aber seien wir nicht allzu selbstgefällig. Warten wir nicht ab, bis tiefer Denkende einen schweren Vorwurf gegen uns selbst erheben! Tragen denn nicht auch wir zur Zerstörung bei? Wir, die wir Aufsatzreihen schreiben mit dem Titel Urtiefen des Volkstums, statt daß wir einfach die alten Sagen sammeln, niederschreiben, drucken lassen und sie dadurch zu neuem, kräftigem Leben wieder ins Volk hinaustragen? Was wir üben, ist Wissenschaft; und ist nicht auch Wissenschaft die Feindin des Glaubens, und wirkt sie nicht mit an der Erdrosselung des Leben? Der Vorwurf wäre schwer und könnte gerechtfertigt sein; laßt uns daher über das Verhältnis von Wissenschaft und Glauben das Notwendigste sagen! Man hat gegenüber der Wissenschaft das Empfinden, daß sie, im Vergleich zur Kunst, der unschöpferische Teil der menschlichen Geisteskraft oder doch wenigstens eine minder schöpferische Betätigung sei. Man hat etwa die Vorstellung: Der Künstler vollendet in freiem Schaffen sein Werk; die Wissenschaft „analysiert“ es, zergliedert es, untersucht es nach Absicht und Leistung, benotet es und leitet schließlich aus dem Werk die Regeln ab, nach denen es geschaffen wurde und nach denen andere Kunstwerke geschaffen werden sollten. Mag diese Vorstellung das Richtige treffen oder nicht, mag sie für alle Fälle gelten oder nicht für alle, eine Tatsache bleibt bestehen: Die Wissenschaft ist, wie die Kunst, eine der höchsten Bekundungen der menschlichen Natur, eine der höchsten Offenbarungen des göttlichen Funkens im Menschen. Sie dient der Erforschung der Wahrheit im Dienst des Erkenntnistriebes. Dieser Trieb ist nicht so alt wie die ganze belebte Schöpfung; älter sind Hunger und Liebe, das heißt der Selbsterhaltungs- und der Fortpflanzungstrieb; aber sicher ist der Erkenntnistrieb so alt wie die Menschheit, deren Aufwärtsentwicklung ohne ihn völlig undenkbar wäre; der Erkenntnis- und der Vervollkommnungstrieb sind die schlechthin menschlichen Triebe. Daher beansprucht die Wissenschaft ihr Recht und wird es umso mehr beanspruchen, als gerade sie gegenüber der Kunst, die seit Jahrtausenden keine Steigerung ihres Könnens aufweist, eine immer größere Vervollkommnung erfahren und auf Grund ihrer unendlich verfeinerten Arbeitsart („Methode“) den Schatz unseres Wissens beträchtlich aufzufüllen vermocht hat. Es ist ein schöner Traum, sich in ein glückliches, paradiesisches Zeitalter ohne Wissenschaft, in die seligen Gefilde des reinen Glaubens zurückzusetzen; dorthin zurückkehren können wir niemals mehr. Wir sind uns der Größe und der Tragik dieser Erkenntnis bewußt.

Auf Grund ihrer Erfolge ist nun die Wissenschaft auch in die Bezirke des Glaubens eingebrochen, ja nach der Meinung des im Darwinismus schwelgenden Spießbürgers des 19. Jahrhunderts hätte sie der Herrschaft des Glaubens schon ein Ende gemacht. Aber nur dem Nichteingeweihten ist eine peinliche Tatsache unbekannt: Die Summe der Dinge, die wir vollkommen kennen und ohne Hypothesen, Annahmen, in ihrem Wesenskern durchschauen, ist so gering, daß es dem harmlosen Bierbanksprecher und dem mutigen Vereinsredner sehr übel zu Mute würde, wenn ihm die wahre Erkenntnis

von der Größe oder besser Kleinheit dieser Summe aufginge. Zweitens aber ist die Wissenschaft selbst weithin auf den Glauben angewiesen, nämlich für einen großen Teil jener Axiome (Grundsätze), deren Gültigkeit beweislos vorausgesetzt wird, vor allem aber für jene Behauptungen, die sich der Vorstellungskraft des Menschen entziehen. Die Mathematik z. B. arbeitet mit den Begriffen „unendlich groß“ und „unendlich klein“; beides ist unvorstellbar. Die Astronomie bedient sich des Begriffes „Lichtjahr“, das ist jene Entfernung, die das Licht in einem Jahr zurücklegen kann; diese Entfernung beträgt nur  $9\frac{1}{2}$  Billionen km; und wenn ein Sternkundiger behauptet, daß dieser oder jener Stern von der Erde drei Lichtjahre entfernt sei, so ist dieser Zwischenraum für irdische Wesen so unvorstellbar, daß der hierzu nötige Glaube nicht geringer ist als gegenüber irgend einem mittelalterlichen Mirakel. Schließlich gibt es einen Bezirk der Wissenschaft, in dem die irdischen Augen des Forschers selbst nichts mehr sehen können, in dem die ahnende geistige Schau, die divinatorische Kraft allein das Feld beherrscht; und gerade für Behauptungen, die auf Grund dieser Schau ausgesprochen werden und die ebenso unbeweisbar sind wie die Axiome, ist der Mann der Wissenschaft auf den Glauben der übrigen Menschen angewiesen. Wenn so der Glaube in die Gebiete der Wissenschaft hineingreift, so muß er schon aus diesem Grunde als etwas Unentbehrliches erscheinen; gar noch nicht zu sprechen von seiner ungeheuren Bedeutung als eines seelischen Ausgleichswertes. Es war doch wohl nur im 19. Jahrhundert möglich, daß in Schulen die Aufgabe gestellt werden konnte: „Widerlegung von Wielands Spruch: Ein Wahn, der mich beglückt, ist eine Wahrheit wert, die mich zu Boden drückt.“ Die Vorstellung, daß die Menschheit, dem nackten, unverhüllten Wissen um ihre Unzulänglichkeit ausgeliefert, nicht glauben und damit nicht hoffen könnte, ist so entsetzlich, daß wir uns von dieser Möglichkeit schauernd hinwegwenden.

Wenn demnach für Blicke aus dem Gesichtswinkel der Ewigkeit der Glaube in der Welt vollkommen gleichwertig und als Ausgleichswert unentbehrlich neben dem Wissen steht, so ist doch in einer Hinsicht die Wissenschaft dem Glauben übergeordnet, und eben dies ist für unsere Betrachtungen von Belang. Die Wissenschaft hat kraft ihres natur- und gottgegebenen Wesens das Recht der prüfenden Betrachtung auch gegenüber dem Glauben, nicht nur insofern als sie feststellt, was innerhalb des Glaubensgebietes auch als wissenschaftliche Erkenntnis gelten kann, sondern auch indem sie den Glauben als Ganzes betrachtet, seine Gesetze erforscht, seine seelenkundlichen Voraussetzungen untersucht, seine Wirkungen beobachtet und seine Stellung in der Welt beleuchtet. Was wir im Rahmen dieser Arbeit schreiben, gehört ja auch zu dieser wissenschaftlichen Betätigung. Es könnte aber, wie gesagt, sich fragen, ob diese Betätigung segensreich ist. Erheben wir uns, um die Frage letztlich zu beantworten, noch zu einem neuen Blickpunkt!

In seinem geistreichen Buch „Schicksalsstunde Europas“, Graz 1937, beschäftigte sich Karl Anton Prinz Rohan auch mit dem sogenannten

„Museum Europas“. So hat man die Gesamtheit des Kulturgutes der europäischen Völker genannt, eines Kulturgutes, das gewissermaßen wie die Schätze eines Museums vor den Blicken der heutigen Menschen aufgestapelt ist. Von Museen trennt uns immer ein Abstand, der fast der Kluft zwischen Tod und Leben ähnelt; wie man denn auch die Museen schon als „Friedhöfe der Kultur“ bezeichnet und insonderheit von „Kunsthöfen“ gesprochen hat. Es ist nun gar nicht zu leugnen, daß die Menschen unserer Zeit, in welchem Lager sie auch stehen mögen, der Gegenwart mit ihren drängenden Aufgaben ungleich mehr zugewandt sind als der Vergangenheit; nicht zu leugnen, daß weite Kreise der Vergangenheit keinen Geschmack mehr abgewinnen, sich nicht mehr mit ihr beschäftigen, daß sie die Geschichte sozusagen mit sich selber beginnen wollen. In ihren Augen wird alles Überlieferte leicht zum Museum. Eine irreführende Betrachtungsweise innerhalb des Bezirkes der Wissenschaft könnte dieser Auffassung Vorschub leisten, hat ihr schon Vorschub geleistet: jene Art der Betrachtung, die das Kulturgut als etwas schlechthin Abgeschlossenes, mit dem heutigen Leben Unzusammenhängendes ins Auge faßte, so wie etwa der Altertumshändler einen Einzelgegenstand würdigt und nach seinem Altertumswert abschätzt, ohne daß er viel an die Menschen denkt, die den Hintergrund des Werkes bildeten, ohne daß er die Fäden zu sehen braucht, die von ihm zu uns herabführen. Der Altertumshändler hat ein Recht zu dieser Betrachtungsweise, die echte Altertumswissenschaft, die richtige Heimatkunde hat keines. Sie sucht den Auf- und Abstieg der Lebensäfte und -kräfte des Volkes, der Völker zu erkennen; sie gibt bei ihrer Betrachtung jedem Gegenstand, jedem Kunstwerk seinen Platz im geschichtlichen Leben; sie sucht im „Museum Europas“ nach der Seele des Volkes. Diese aber erlischt nicht, wenn der Künstler den Meißel weglegt, wenn dem Dichter der Griffel aus der Hand sinkt; sie war, ist und wird sein. Indem die echte Wissenschaft bis zu den verborgenen Höhlen vordringt, aus denen die Quellen des Mythos, der Sage, der Legende fließen, indem sie zu deuten weiß, warum die Farbe dieses Sagenstroms grün und jene blau ist und wie es kommt, daß hier eine „Pleichach“, ein farbloses Bächlein rinnt — ist sie imstande, die Geschenke der Einbildungskraft des Volkes im Wert gesteigert in die Hände der Spender zurückzugeben; und nicht selten darf sie, ein berühmtes Wort sinngemäß wandelnd, demütig und stolz von sich sagen: „Gold gab' ich für Eisen.“ Denn sie reinigt das helle Metall der Urzeit von dem entstehenden Rost der Jahrhunderte.

Wie das geschehen könne, laßt uns an einem nicht fernliegenden, an einem sehr fränkischen Gegenstand etwas ausführlicher zeigen! Es ist schon lange Jahre her, da hatten wir unsere Freunde zu einem „Leonhardiritt“ auf einen bekannten Berg der Stadt Würzburg eingeladen. Ein guter Bekannter kommt am nächsten Tage auf der Straße zu mir her und fragt mit gutmütigem Spottlächeln: Ob denn der Frankenbund seinen Grundsätzen untreu geworden sei, daß er mit seinem Leonhardiritt einen altbayerischen Brauch nach Franken verpflanzen wolle? — Der Freund hätte ja derber spotten, er hätte

fragen können, woher wir die Gäule nähmen, und ob wir denn auch reiten könnten? Doch angesichts der offenkundigen Tatsache, daß es sich um einen harmlosen Spaziergang am 6. November, dem Leonharditag, handelte, engte er seine Spottlust auf das Grundsätzliche ein. Aber gerade da war der Spott nicht am Platze. Wir Franken brauchen alles, was mit Leonhard zusammenhängt, von nirgendanderswoher zu entlehnen, weil wir den Mann wie seine Verehrung den anderen Stämmen geschenkt haben.

Ich schicke voraus, daß Pferdeumritte, mit vorangehendem Pferdesegen, nicht nur am Leonharditag, sondern hier und dort auch am Georgitag, am Stephanstag, am Martinstag stattfinden oder stattfanden. Also ist Leonhard nicht der alleinige Pferdeschutzherr. Daß er freilich in Gegenden mit ausgeprägter Pferdezucht, wie in Nieder- und Oberbayern, eine besonders große Rolle spielt, ist bekannt, und so konnte ihn mit scherzhafter Übertreibung J o h a n n N e p o m u k S e p p einst den „altbayerischen Herrgott“ nennen. Hier setzt nun schon, zur Vorbeuge gegen allzurasesches Urteil, die Kritik des Forschers ein. Sie stellt fest, daß die hohe Verehrung des Mannes, als des Pferdeschutzherrn, verhältnismäßig sehr jung ist. Lange bevor er zu dieser Würde erhoben wurde, war er schon einer der am meisten verehrten Heiligen des Hochmittelalters; und hier ist nun das zu sagen, was ihn dem f r ä n k i s c h e m Stamm besonders lieb und wert machen muß. Leonhard war ein Franke des 6. Jahrhunderts. Man hat freilich gesagt, er könne damals noch gar nicht gelebt haben, weil der Name des L ö w e n in jener Zeit für germanische Namen noch nicht herangezogen worden sei. Indessen kann sich männiglich davon überzeugen, daß schon für das 5. Jahrhundert ein Leogisil, „Löwengeisel“, für das 6. ein „Leomere“, ein „Löwenberühmter“, und ein „Levald“, der „wie ein Löwe waltet“, bezeugt sind. Der Einbruch des Löwen in die Vorstellungen der Germanen muß bei den römernahen Stämmen sehr frühzeitig erfolgt sein; in der A r e n a lernten sie das berühmte Tier des Südens zuerst kennen. Zugegeben, daß sich mit dem Bestimmungswort des Namens Leonhard der germanische Stamm „hlewa“ berührt und daß die ursprüngliche Form rein germanisch gewesen und nur auf den Löwen hin umgedeutet worden sein kann; solches kam vor. Für uns liegt kein Grund vor, die Lebenszeit Leonhards, des „Löwenharten“, aus dem 6. Jahrhundert wegzuverlegen. Er war aus edelstem Geschlecht; so vornehm war seine Abkunft, daß spätere französische Könige ihn gelegentlich als ihren Ahnherrn bezeichneten, wie etwa Karl VII., der ihn im Jahre 1460 „saint Liénart nostre parent“ nannte. Ich glaube freilich, daß die Annahme, er habe dem Königshaus der Merowinger angehört, auf das Mißverstehen eines Wortes in seiner aus dem 11. Jahrhundert stammenden Lebensbeschreibung zurückgeht. Dort heißt es nämlich, die Eltern Leonhards seien „conlaterales“ des Königs Clodowech gewesen, und dies hat man als „Verwandte“ genommen. Die richtigere Auffassung bietet Waleram, Bischof von Naumburg, der in seiner Lebensbeschreibung dieses Wort durch „palatini“, Palastgenossen ersetzt. Aber auch dann muß Leonhard Sproß eines der edelsten

fränkischen Geschlechter gewesen sein. Er lebte in der ersten großen Zeit des fränkischen Stammes; Remigius war sein Taufpate. Ergriffen von der frischen Gewalt der christlichen Lehre wandte er sich dem geistlichen Leben zu und gründete in einem vom König geschenkten Wald bei Limoges ein Kloster, das er nach altem keltischen Namen Nobiliacum (Noblae) nannte. Dieses Kloster wurde ein Kulturmittelpunkt des Landes und Ausgangspunkt von Leonhards Missionstätigkeit in Aquitanien. Um 559 soll er gestorben sein. Seine Grabstätte erhielt nach ihm den Namen: Saint Léonard im Department Haute = Vienne, Arr. Limoges.

Fast fünfhundert Jahre wird nun das Andenken des Namens in Noblae und Limoges gehütet, die große Welt aber nimmt keine Kenntnis davon. Da läßt Bischof Jordanus von Limoges im ersten Viertel des 11. Jahrhunderts die überlieferten Nachrichten durch einen jungen Mann sammeln und niederschreiben. Ein literarischer Auftrag! Eine Erbauungsnovelle, eine Legende kommt heraus, auf Grund der überlieferten Wissenstrümmern liebevoll ausgeschmückt, in manchen Zügen, wie immer in diesen Legenden, in die Vorstellungswelt der Mönche umgebogen, von ihr aus gedeutet. Die Wirkung dieses geschichtlichen Essays, wie eine spätere Zeit gesagt haben würde, ist wahrhaft dramatisch zu nennen. Denn jetzt, ein halbes Jahrtausend nach des Mannes Tode, nimmt sein Andenken einen unerhörten Siegeslauf durch die angrenzenden Länder einschließlich Englands. Um die Kenntnis seines Lebens und um seine Verehrung machen sich ganz besonders die Zisterzienser verdient, und dies gibt den Schlüssel dafür, daß Leonhard schließlich Schutzherr der Landwirtschaft und damit der Vieh- und Pferdezucht wurde; denn jener Orden war die große mustergültige Körperschaft für die Pflege eines vorbildlichen Landbaus im Mittelalter. In West- und Ostfranken, d. h. hier: in Frankreich und Deutschland erstehen zahllose Kirchen und Kapellen zu Ehren des „Heiligen von Volkes Gnaden“, denn vor der Kirche wurde er nicht kanonisiert; viele davon stehen nicht mehr, wie die Leonhardikapelle vor der Jakobskirche zu Bamberg, bei anderen ist die Erinnerung an den ursprünglichen Kirchenheiligen verwischt, aber noch heute ist Leonhard Kirchenschutzherr zu Stockstadt bei Aschaffenburg, zu Adelsberg bei Gemünden, Pfaffenhausen bei Hammelburg, Bullenheim bei Marktbreit, Wülflingen bei Haßfurt, Breiten-güßbach bei Bamberg, Zentbechhofen im östlichen Steigerwald; aus dem Eichstätter Umland seien Gammersfeld, Hirnstetten, Zandt angeführt.

Zentbechhofen nun beansprucht einen besonderen Rang unter diesen Orten, weil es früher geradezu „Linhardsbechhofen“ hieß. Im Chor seiner Kirche, rechts vom Hochaltar, hängt eine schwere eiserne Kette, die nach volkstümlicher Überlieferung von einem während des 6. Kreuzzuges in sarazenische Gefangenschaft geratenen Herrn von Stiebar zum Dank für seine Befreiung gestiftet wurde. Mancher wird sich in diesem Augenblick erinnern, daß er Ketten am Äußern oder im Innern von Leonhardkirchen schon ge-

sehen hat, und steht damit vor der Erklärung, warum das Andenken des Mannes auch in Gegenden, in denen die Pferdezucht eine geringere Rolle spielte, so hohes Ansehen gewinnen konnte. Leonhard ist ja vor allem der große Befreier, der Gefangenenbefreier. Dies war er nach der ausdrücklichen Schilderung seiner Legende, und so konnte er in Zeiten, die außer der Gefangennahme wegen eines Verbrechens gegen Kirche und Staat noch viele andere Ursachen einer Haft kannten (so wegen Verschuldung oder im Verlauf von Fehden und Kriegszügen oder durch Wegelagererei) — ich sage: In solchen Zeiten konnte ein Leonhard ganz besonders auf die Gebetsverehrung der vielen in Gefangenschaft Geratenen rechnen. Die Kunst stellte ihn denn auch in der Regel mit einer Kette samt Hand- und Fußschelle dar, und die Besucher des Doms zu Würzburg konnten früher dem schönen gotischen Steinbild des Heiligen im nördlichen Seitenschiff einige Augenblicke der Betrachtung schenken.

All dies mag altertümlich und ehrwürdig anmuten, noch altertümlicher aber sind die mythischen Zusammenhänge. Man hat den Pferdeheiligen Leonhard vom altgermanischen Götterglauben hergeleitet und ihn als Nachfolger eines alten Gottes, ja frisch und frank als den Gott Frô, die (nicht ganz sicher nachweisbare) südgermanische Erscheinungsform des nordgermanischen Freyr, hingestellt. Diese Auffassung ist richtig und falsch zugleich: Richtig insofern, als Leonhard im bayerisch-österreichischen Gebiet als letzter das Erbe eines vorchristlichen Kultes angetreten hat; falsch insofern, als er so spät erst Pferdeschutzherr wurde, daß von einem unmittelbaren Zusammenhang mit einer altgermanischen Gottheit keine Rede sein kann; alles, was man als besondere Kraft ihm zuschrieb, ist bis auf den letzten Buchstaben seiner Lebensbeschreibung entnommen (die man eben einmal lesen müßte). Mir aber ist der Mann mehr modern, mehr neuzeitlich als altertümlich: Wenn mich nicht alles trügt, haben die sonderlichen Verbreiter seines Ruhmes, die Zisterzienser, in ihm einen Ahnherrn für jene Tätigkeit gesehen, zu der sie durch ihre Regel verpflichtet waren. Leonhard war nämlich ein Siedlungsführer, ein Kolonisator. Von dem großen Waldgebiet, das ihm nach der Legende der König schenkte, teilte er größere Stücke an Leute aus, die ihm ihre Dienste angeboten hatten. Mit reizender Einfalt erzählt der jugendliche Schilderer seines Lebens, daß es Leute waren, die, durch das gläubige Vertrauen auf die Fürbitte des heiligen Mannes aus ihrer Haft befreit, noch mit den Ketten am Leib zu ihm kamen und seine Knechte sein wollten, und er fährt fort: „Der Mann Gottes wollte aber mehr ihnen einen Dienst erweisen, indem er an sie ein Stück der umfangreichen Waldung verteilte, sofern sie sich gewöhnen wollten, lieber von der Landwirtschaft zu leben, als daß sie sich, nach weltlichen Räuhereien lechzend, von neuem in die Netze einer dunklen Haft verstrickten.“ Mag an dieser Heiligenlegende, wie an so vielen anderen, nicht wenig dichterisches Beiwerk und damit Erfindung sein: Hier, in dieser nur einmal überlieferten Nachricht, diesem individuellen Zug liegt ein geschichtlicher Kern. Dem

schärfer Sehenden ist es klar, daß Leonhard verzweifelten Häftlingen, die er sich vom König aus gebeten hatte, die Möglichkeit geben wollte, durch Rückkehr zur Scholle wieder ordentliche Menschen zu werden; und diesem fortschrittlichen, durch und durch neuzeitlichen Mann ruf' ich zu: Linhard, Du gefällst mir! Natürlich gebietet die wissenschaftliche Vorsicht, noch die Möglichkeit zuzugeben, daß ein so einsichtiges Verfahren in Rodungs- und Siedlerjahrhunderten öfter angewendet wurde und daß wie sonst, was manche oder viele taten, einem zugeschrieben wurde, als dem Vertreter der Gattung; aber auch dies setzt voraus, daß jener eine es zuerst oder in hervorragendem Maße betätigt hat.

Und nun ziehe der Werdegang des Leonhardskultes im Zusammenhang noch einmal an uns vorüber: Im Hintergrund steht, ein fernes Gebirge, der germanische Mythos von reitenden Gottheiten, darunter einer, der bei den Südgermanen Frô geheißten haben mag. Ganz ohne Zusammenhang damit er- steht in geschichtlicher Zeit bei den Franken ein Mann mit der Doppelnatur eines Missionars und Kolonisators. Während eines halben Jahrtausends mündlicher Überlieferung rankt sich Legendenhaftes um seine Gestalt; dann erfolgt die schriftliche Niederlegung als Heiligenlegende. Die rasch und großartig überhandnehmende Verehrung, betrieben durch einen Orden, der in ihm einen Ahnherrn seiner Grundsätze erkannte, steigert seine Person ins Mythisch-Wunderkräftige; vor allem Gefangene vertrauen auf seine Hilfe. Nach weiteren fünfhundert Jahren tritt in dazu geeigneten Gegenden die landwirtschaftliche Seite seines Wesens besonders stark hervor — und jetzt rückt das schon fast im Nebel verdämmernde Gebirge der altgermanischen Pferdegottheiten, wie ein wirkliches Gebirge bei einem Witterungsumschlag, in deutlichere Nähe, und für den heutigen Betrachter dicht vor ihm und wie mit ihm verbunden steht nun die Gestalt des Pferdeheiligen gleich einem aus der uralten Wanensippe, zu der auch jener Frô einst gezählt hat. Mythos, Geschichte, Legende in Franken! Nicht immer und überall war so der Ablauf; aber fast immer ist Verschiedenes zusammengeströmt. Mannigfaltig sind daher die Ausblicke, die sich von solchen Stoffen aus ergeben.

Man mag zum Beispiel fragen, warum der Leonhardskult bei dem Stamme selbst, der den Mann hervorbrachte, gegenüber dem starken Neuaufleben im Südosten Deutschlands verblaßte. Man möchte daran denken, daß doch gerade in Ostfranken mehrere zum Teil sehr bedeutende Klöster des Zisterzienserordens entstanden, die seine Verehrung förderten: Im württembergischen Franken Schöntal an der Jagst, im badischen Bronnbach an der Tauber; in Mittelfranken Heilsbrunn, in Unterfranken Bildhausen, in Oberfranken Langheim und vor allem Ebrach im Steigerwald. Aber Ostfranken wurde ein Land der mittel- und kleinbäuerlichen Wirtschaft, die eigentliche Pferdezucht aber war durchaus an den großbäuerlichen Betrieb gebunden. In Franken hätte Leonhard ein Adelsheiliger sein müssen; dies aber ist er nicht geworden. Man sieht, wie selbst wirtschaftliche Verhältnisse Kultus wie Mythos beeinflussen.

Ein anderer Gedanke ist dieser: Die Franken haben einst nicht nur durch das Schwert ihrer Könige, nicht nur durch die gewaltsame Kriegs- und Staatskunst eines Clodovech, eines Pippin, eines Karl die übrigen Stämme in den Verband ihres Reiches hineingeschmiedet, sondern sie haben in ganz anderem Sinne, nämlich im kulturlichen, eine erobernde Wirkung ausgeübt. Hier liegt ein Beispiel vor.

Und endlich: Wenn man sagt, die Götter der Germanen seien durch das Christentum verdrängt worden, so wird hiermit nur ein Teil der verdrängenden und ersetzenden Kräfte ausgedrückt. Wäre das Christentum nicht auf dem Plan erschienen, so wäre die germanische Naturreligion über kurz oder lang von innen heraus durch etwas anderes ersetzt worden. Einer Notwendigkeit der Menschheitsentwicklung zufolge setzen sich an die Stelle der als Gottmenschen gedachten, aber als solche meist schemenhaft gebliebenen Naturkräfte die Kinder der Natur selbst, nämlich die Menschen. Der hochbegabte Mensch stürzt jene und tritt an ihre Stelle. In der deutschen Geschichte ist solcherlei im Zusammenhang mit dem Christentum erfolgt. Was an Ur-Poesie dabei verloren geht, wird nicht nur durch menschliche Wesenhaftigkeit und Greifbarkeit ersetzt, sondern auch durch die schmückende Legende, die sich um die Gestalt des großen Mannes rankt, und den steigenden Mythos, der ihn in unserem Falle sogar zum „altbayerischen Herrgott“ werden läßt.

